



1913

## Der Negerkönig Noschoya

Anna Oehler

Follow this and additional works at: <https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction>



Part of the [German Literature Commons](#)

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Oehler, Anna, "Der Negerkönig Noschoya" (1913). *Prose Fiction*. 461.

<https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction/461>

This Article is brought to you for free and open access by the Sophie at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Fiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

**This transcription was prepared for the Sophie website by Dr. Cindy Brewer's German 201 Class during Winter Semester 2006 at Brigham Young University. Student contributors were: Jordan Smith (Group Leader), Emily Mathias, Nakita Messick, Audrey Paurus, Valerie Payne, Natasia Schulzke, Emeline Schwicht, Emmelie Shaner, Julie Tibbitts, Carly Voyce, Sarah Woodall**

## **Der Negerkönig Ndschoya.**

von Anna Oehler

Verlag der Basler Missionsbuchhandlung

1913

Weit weg in Afrika liegt die stolze Königsstadt Fumban. Sie liegt nicht drunten am heißen Meeresstrand, auch nicht inmitten des Urwaldes, sondern auf den luftigen Hügeln des Kameruner Graslandes. Dort sieht man stundenweit im Umkreis nichts als Gras und zwar so hohes, daß große Menschen und Tiere, ja sogar Elefanten, sich so leicht drin verbergen können, wie bei uns Grillen und Heuschrecken. Nicht wahr, da möchtet ihr „Verstecken“ spielen? Aber wenn euch dann ein Elefant begegnete, oder eine Büffel, oder gar ein Löwe?

Viele Tage muß man wandern, wenn man nach Fumban kommen will. Man muß manchen Berg erklettern und durch manches heiße Tal sich schleppen, muß Flüsse durchwaten, in denen es wimmelt von Krokodilen und Flußpferden und immer geht's noch weiter. Bald rinnt einem der Schweiß von der Stirne und bald bläst einem ein eiskalter Wind durch die Kleider, daß man zusammenschauert. Heute regt sich kein Lüftchen, Menschen und Tiere sind matt und möchten schlafen, nur hie und da hebt sich für einen Augenblick ein prächtiger, schwarzer Vogel mit langem Schweif empor, um dann wieder lautlos in dem unendlichen Grasmeeer niederzutauchen; und morgen fegt ein wilder Tornadosturm daher, reißt das Gras von den Hüttendächern, knickt das hohe Schilf und schüttelt die stolzen Palmen.

Endlich kommt man an einen breiten Festungsgraben und dann an einen zweiten, fünf Meter tiefen. Die ausgegrabene Erde bildet einen Schutzwall für die Stadt und oben drauf steht eine zwei Meter hohe und ebenso dicke Mauer mit Schießscharten. Diese beiden Gräben schließen die Stadt ein. Wenn einer im äußern Grabenrand herumgehen wollte, so brauchte er mehr als zwölf Stunden. Am Eingangstor stehen Wachtposten mit langen Speeren. Nun ist man

in Fumban<sup>1</sup> und die Schwarzen dort heißen Bamumleute.<sup>2</sup> Ihre saubern Häuser liegen zwischen Feldern und Pisanggärten um den Marktplatz und das Königsgehöft. Vom Bamendator führt ein breiter Weg mitten in die Stadt. Da wimmelt's von Menschen. Man sieht prächtige Negergestalten, Männer und Frauen mit bunten, langen Gewändern und reichem Schmuck. Man sieht auch arme, elende Bettler am Wege kauern, in schlechte Lumpen gehüllt. Von der Hauptstraße führt eine Allee links ab zum Königspalast. Er besteht aus vielen ineinandergebauten Häusern, deren hohe Grasdächer auf starken Holzsäulen ruhen. Die Wände sind aus Tausenden von Palmrippen eng gefügt und oben mit einem breiten aus Gras geflochtenen Fries<sup>3</sup> geschmückt, in das mit glühenden Eisen seltsame Tierbilder, Leoparden und Krokodile gebrannt sind. Zu beiden Seiten des Palastes dehnen sich zwei Häuserreihen, in denen die Frauen des Königs wohnen. In der Mitte unter dem Tor sitzt ein noch jüngerer Mann. Auf dem Kopf trägt er einen weißseidenen Turban und seine große, breitschultrige Gestalt umhüllt ein langes, kostbares Gewand. Das ist Ndschoya, der Negerkönig. (Siehe das Umschlagbild.)

Negerkönig sein ist gar keine so einfache Sache. Da hab ich eben die Geschichte der Bamumkönige gelesen, so wie sie Ndschoya in seiner eigenen Schrift, "mit dem Kopf seines Leibes", wie er sich ausdrückt, geschrieben und wie sie ein Missionar übersetzt hat. Aber diese Geschichte ist so traurig, daß ich sie euch nicht erzählen kann. Damit ihr aber sehet, was Heidentum ist, muß ich euch doch einiges davon berichten. Da hat immer ein König den andern bekriegt und tot gemacht und der Boden, auf dem jetzt die stolze Königsstadt Fumban steht, war rot vom Blut. Zuletzt kam König Nsangu, der Vater Ndschoyas. Jedoch in einem furchtbaren Krieg mit den Leuten von Bansso<sup>4</sup> fiel er und wurde enthauptet und mit ihm etwa 1500 Bamumleute. Da war ein entsetzlicher Jammer in der Königsstadt und die Mutter des toten Königs und seine Schwestern und seine Frauen, 70 an der Zahl, nahmen sich alle das Leben.

Ndschoya war noch ein Knabe, als er König wurde, und wer ihn nicht als solchen anerkennen wollte, den ließ er einfach töten. So klebte Menschenblut auch an seinen Händen, noch ehe er ein Mann geworden war.

Als er älter wurde, nahm er viele Frauen, baute ihnen Hütten und sorgte für sie, und bald wimmelte es im Königsgehöft von kleinen, schwarzen Prinzen und Prinzeßchen.-- Da stahl eines Tages ein Diener des Königs, namens Wadukam drei Königskinder, ein Mädchen und zwei Knaben, floh, sammelte wilde, kriegslustige Neger und hieß sie die Stadt überfallen und mit Fackeln aus Palmrippen das Königsgehöft in Brand stecken. Als die roten Flammen an den dürren Grasdächern emporschossen und Weiber und Kinder mit Wehgeschrei aus den Hütten stürzten, fing ein furchtbares Gemetzel an. Die Menschen wurden hingemäht wie das Gras. Es lagen so viel Tote in den Höfen, daß man nicht wußte wohin seinen Fuß setzen. Zwei Jahre dauerte der Krieg zwischen Ndschoya und Wadukam. In der Königsstadt sah es furchtbar aus; die Häuser verbrannt, die meisten Menschen getötet und die, die noch lebten, hatten nichts zu essen, weil alles verwüstet war. Zum Schluß wurde Wadukam besiegt, gefangen und grausam umgebracht.

---

<sup>1</sup> a town, northwestern Cameroon, west-central Africa. It was the historic capital of the Bamum (Mum) kingdom.

<sup>2</sup> African tribe located in southeastern part of Cameroon Grasslands.

<sup>3</sup> a heavy durable coarse wool and shoddy fabric with a rough surface.

<sup>4</sup> Sudanese tribe in Cameroon.

Als Ndschoya noch ein Knabe gewesen war, hatte er einmal gesehen, wie sein Vater für 320 000 Kaurimuscheln, d. i. für etwa 1000 Franken alte, aus Mekka stammende Bücher kaufte. Der Mann, der sie gebracht hatte, war ein Haussa, d. h. er gehörte zu dem weithin durch Afrika verbreiteten, mohammedanischen Negerstamm, dessen Hauptgeschäft es ist Handel zu treiben. Die Bücher waren arabisch, so konnte sie Ndschoya nicht verstehen. Das ließ ihm keine Ruhe und als er älter wurde, schämte er sich, daß er weder lesen noch schreiben konnte und doch war er viel zu stolz, um von diesen hergelaufenen Haussa arabisch zu lernen. Nun waren seit einiger Zeit auch Europäer in Fumban, deutsche Kaufleute, aber daß man mit deren Schrift auch die Bamumsprache schreiben könne, das glaubte er nicht, und so studierte er immer dran herum, eine eigene Schrift zu erfinden. Da, eines Nachts, so erzählt er, umkreiste ihn ein Traum und sagte: „Du sollst ein Brett nehmen und etwas darauf schreiben, wie die Hand eines Menschen und es abwaschen und trinken.“ Andern Tages tat der König also und darnach gab ihm sein Herz ein, seinen Leuten zu sagen, sie sollen sich Schriftzeichen ausdenken und ihm bringen. Ndschoya prüfte und wählte, bis er für jede Silbe der Bamumsprache ein schönes Zeichen hatte. Da war die Schrift fertig und Ndschoya fing gleich an eine Schule zu gründen in seinem Palast. Er selbst war der Lehrer und lehrte den Schwarzen nun lesen und schreiben in der Bamumsprache. (S. die Kopfleiste auf S. 1.)

Allmählich ließen sich immer mehr Haussa in der heidnischen Königsstadt nieder. Sie kauften und verkauften, wanderten hinunter an die Küste und brachten gute und schlechte Waren und viel Neuigkeiten mit herauf ins Grasland. Sie erzählten von ihrem Gott Allah und von Mohammed, seinem Propheten, und schließlich baute ihnen Ndschoya auf dem Marktplatz eine Moschee. Immer mehr Mohammedaner kamen. Sie brachten Amulette mit und verkauften sie den Heiden und bald lief in ganz Fumban kein Mensch mehr herum, ohne arabische Zaubersprüche. Ja sogar die Kinder trugen solche in ledernen Täschchen an die Hörner gebunden. Aber die Haussa<sup>5</sup> waren nicht immer friedliche Leute. Darum wies sie der König alle zur Stadt hinaus und siedelte sie in einem besonderen Dorfe an. Und als später die Basler<sup>6</sup> Missionare kamen, da ließ er auch die Moschee abbrechen und im Haussadorf neu aufbauen. So war er die lästigen Schwätzer los; hatte er doch schon lange gemerkt, daß sie nicht aufrichtig waren, und daß ihr böses, verlogenes Wesen und schlechtes Leben gar nicht mit ihren vielen Gebeten und frommen Büchern zusammen stimmte.

Eines Tages war reges Leben vor dem Palast des Königs. Es was Markttag und da der Marktplatz vor dem Königshause lag, so spielte sich das lauteste und bunteste Leben dort ab. Was gab's da nicht alles zu kaufen! Erbsen, Bohnen, Erdnüsse, Oelbrühe, Ochsen-, Schaf- und Ziegenfleisch, Lenden- und Kopftücher,

Waffen, Geldbeutel, Schnupftabaksbeutel aus feinem Leder mit bunten Franzen, Amulette, Messer, Körbe. Das war ein Schreien, Kreischen, Zanken, daß man sein eigen Wort nicht mehr verstand. – „Weißt du's schon,“ schrie plötzlich einer seinem Nachbar in die Ohren, „weißt du's schon, daß heut die Weißen kommen?“ „Die Weißen? Woher? Warum?“ klang es durcheinander. „Warum?“ gab der Erzähler zurück, „man sagt, sie wollen uns eine neue

---

<sup>5</sup> A member of a predominantly Muslim people inhabiting northern Nigeria and southern Niger.

<sup>6</sup> A city of northern Switzerland on the Rhine River.

Gottessache bringen!“ „Das wird nichts Rares sein“, meinte einer verächtlich. „Die Haussa brachten auch eine Gottessache und sind doch nicht besser als wir, und der Zauberspruch, den ich für acht Hühner kaufte, hat gar nichts genützt. Ich will nichts von einer neuen Gottessache.“ Damit hob er ein Stück Büffelfleisch vom Boden auf, wog es in der Hand, roch daran und kaufte es.

„Sie kommen, sie kommen! Am Bamendator<sup>7</sup> sind sie ! Ich hab’ sie gesehen, sie kommen!“ Es war ein kecker Bursche mit blanken Zähnen und rot-weißem Lendentuch, der mit dieser Neuigkeit durch die bunte Menge hüpfte, und gleich darauf ertönte ein Trommelwirbel und sämtliche Würdenträger versammelten sich hinter dem Häuptlingsstuhl unter dem Tor. Schön und stramm standen sie in zwei langen Reihen und aller Blicke richteten sich die Straße hinab, auf der die Weißen kommen sollten. Die Königsfrauen wollten auch sehen; eine guckte der andern über die Schulter und doch wagte sich keine weit hervor. Nur die behäbige Königsmutter setzte sich breit auf ihren Thronsessel, denn sie wußte, daß sie nächst dem König die Hauptperson war.

Zwei Weiße waren es, die umringt von einer Schar tanzender Negerkinder und gefolgt von vielen Lastträgern jetzt auf den Palast zuschritten. Der König erhob sich und trat den Fremden majestätisch entgegen. Sein Königsrock reichte fast bis zur Erde.

Er geleitete seine Gäste unter das Tor, wo schon Schemel bereitstanden und nötigte sie, sich zu setzen. Nun ließen sich auch die Würdenträger zur Erde nieder und grüßten mit lautem Händeklatschen. Jetzt nahten sich unter tiefen Bücklingen drei schwarze Knaben. Auf einen Wink des Königs stellte der erste ein perlenbesticktes Tischchen vor ihm nieder, der zweite brachte ein zugedecktes Körbchen, aus dem der König drei Trinkbecher nahm und der dritte Knabe hielt eine schöne Tonkalabasse<sup>8</sup> unter dem Arm und wartete nur auf den Wink seines Herrn, um die Becher mit dem erfrischenden Palmwein zu füllen.

Als der König den Becher erhob, um mit den Weißen anzustoßen, neigten die auf dem Boden kauern den Würdenträger ihre Häupter zur Erde und verdeckten das Angesicht mit den Händen, und die auf dem Marktplatz beschäftigten Leute legten eilig die Arbeit weg und taten dasselbe. Nachdem die drei Becher geleert waren, gab der König ein Zeichen und unter Händeklatschen und Hochrufen richtete sich die Menge wieder auf.

Andern Tages, als einer der Weißen Ndschoya eine Bibel zeigte, griffen die schwarzen Hände des Negerkönigs hastig darnach und er bat: „Lies mir etwas daraus vor.“ Und der Weiße las: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ (Matt. 5:5,7-8) Und der Negerkönig lauschte den wunderbaren Worten. Sanftmütig? barmherzig? reinen Herzens. Als der Weiße schwieg, hob der Schwarze das Haupt und sagte: „Das sind wahre Worte, Massa<sup>9</sup>. Ich weiß es wohl, nur wenn ich das Gute tue,

---

<sup>7</sup> a village in West Africa.

<sup>8</sup> an African palm wine.

<sup>9</sup> Herr.

werde ich von Gott belohnt, aber wie kann ich Gutes tun, wenn die Menschen um mich her so schlecht sind?”

Lange sprachen die beiden Männer, und in des schwarzen Königs Herz wurde ein Verlangen wach nach der guten Lehre, die der Weiße brachte. Als sie schieden, schenkte Ndschoya dem Missionar einen schönen Elfenbeinzahn und bat ihn, doch ja bald wieder nach Bamum zu kommen.

Der Missionar war abgereist. Ndschoya lebte weiter wie bisher. Er herrschte als echter heidnischer Fürst. Seine Untertanen folgten ihm mehr aus Furcht, als aus Liebe, denn sie wußten, daß er gefährliche Medizinen besaß, die er denen gab, die ihm unbequem waren. Leben und Tod seines schwarzen Volkes lag also in seinen Händen. Wenn es Streit gab, war er der Richter. Unter dem vorspringenden Dach einer Säulenhalle sitzend, ließ er sich von seinen Richtern die Fälle vortragen. Mit gekrümmten Rücken, die Hand vor den Mund haltend, damit ihr Atem nicht den König berühre, nahten sie sich und flüsterten ihm die Sache zu. Räusperte sich der König—so klatschte die ganze Gesellschaft, Hofdiener, Unterhäuptlinge und Richter, in die Hände, ebenso wenn der König husten oder nießen mußte. So bezeugten sie ihm ihre Ehrfurcht. Wenn der König das Urteil gesprochen, schrieben es seine Schreiber nieder. Der, der den Prozeß gewann, hatte dafür, daß er Recht bekommen, einen Franken fünfundzwanzig zu zahlen, der Verlierende ging frei aus.

Im Kriege war Ndschoya der Feldherr. Im Triumph brachte er die abgeschlagenen Häupter seiner Feinde nach Fumban. Dann jubelte ihm sein Volk zu und hieß ihn einen guten Regenten. —Was der Krieg verwüstet und die Feuersbrünste eingeäschert hatten, das ließ er neu pflanzen und bauen. Unermüdlich arbeitete er für seine Stadt und sein Volk. Abends aber zog er sich zurück und schrieb sorgfältig in seiner selbsterfundenen Schrift alle Einnahmen und Ausgaben des Tages auf, dazu Rezepte für gute und schlechte Medizinen und außerdem alles, was er Interessantes erlebt oder gehört hatte tagsüber.

Unterdessen hatte die deutsche Regierung mit dem aufrührerischen Stamm der Bansso viel Streit, aber schließlich wurde er unterworfen, und so kam der Kopf des vor acht Jahren im Kampf mit den Bansso gefallenen Bamumkönigs in die Hände der Deutschen, und es wurde Ndschoya mitgeteilt, er könne das Haupt seines Vaters, des Königs Nsangu, im Lager der Sieger abholen.

In feierlichem Zuge mit großem Gefolge kam Ndschoya eines Tages dort an und man brachte ihm den Schädel. Laut schluchzend unter Tränen küßte der König den Totenkopf und drückte ihn an seine Brust in heiß aufwallender Kindesliebe; dann schritten er und seine Begleiter entblößten Hauptes hinter dem Korbe her, worin das Haupt des erschlagenen Königs in seine alte Königsstadt überführt wurde.

Mit Freudengeschrei wurde der Zug in Fumban begrüßt, und auch Ndschoya freute sich, denn so lange das Haupt seines Vaters noch in Feindeshand war, galt er bei vielen noch nicht als vollkommener König. Als sich der Jubel gelegt hatte, fing das ganze Volk an noch einmal um den toten König zu trauern. Die Leute beschmierten sich von Kopf bis zu Fuß mit weißer Farbe, gingen in zerrissenen Kleidern, und lautes Wehklagen der Weiber erfüllte die Luft. Tag und Nacht hörte man die herzerreißenden Töne der Klagelieder.

\* \* \*

Zwei Jahre später hatte Ndschoya viel zu tun, denn die Weißen waren wieder gekommen, und zwar nicht nur zum Besuch, sondern um sich ganz in Fumban niederzulassen. Kaum hatten sie die Negerhütte erreicht, in der sie vorläufig wohnen sollten, so kam auch schon eine Gesandtschaft vom König und brachte zwei Ziegen, Hühner, Süßkartoffeln, Pisang<sup>10</sup>, zwei Töpfe Palmöl, 40 Eier, sechs Kalabassen, Palmwein und Feuerholz. Auch stellte er unentgeltlich 130 Mann als Träger und für sonstige Dienstleistungen. Und weil er so froh war über die Ankunft der Weißen, dachte er sich immer wieder etwas Neues aus, um ihnen zu helfen, dass das im Bau begriffene Missionshaus samt Küche und Nebenräumen baldmöglichst fertig werde. Oft stieg die schwarze Majestät selbst den Missionshügel hinauf, um nachzusehen, wie weit man schon sei. Und die dicke Königsmutter ließ sich herauftragen, denn sie wollte doch auch sehen, was da alles gebaut wurde.

„Wenn das Missionshaus fertig ist, dann bauen wir eine Schule,“ sagte Ndschoya bedächtig, „dann will ich selbst auch was von euch lernen, aber nicht mit den kleinen schwarzen Bengeln zusammen, ich nehme dann Privatstunden.“ – Das war ein Fest, als das Schulhaus fertig war und eingeweiht wurde; dazu ließen sich die sechzig zukünftigen Schüler alle die Köpfe rasieren. Und, weil es der König verlangt hatte, so hatten sie sich auch so sauber gewaschen, daß sie glänzten wie frisch geputzte Stiefel. Mit dem Indieschulekommen nahmens die Bürschlein sehr ernst. Jeden Morgen waren alle da, und als einmal einer krank war, schickte er seinen Bruder als Stellvertreter. Der setzte sich stillschweigend an seines Bruders Platz, und als beim Ablesen dessen Name kam, schrie er aus Leibeskräften: Hier!

Es ging nicht lange, da trugen die Bamumleute wieder Palmrippen und Lehm zusammen zum Bau eines neuen Hauses. Dort, auf dem Marktplatz vor dem Königshaus, wo früher Moschee der Mohammedaner gestanden hatte, dort ließ Ndschoya eine geräumige Kirche mit 400 Sitzplätzen bauen, die Wände, gerade wie die seines Palastes, ließ er mit jenen merkwürdigen Tierbildern schmücken. – Am Pfingstsonntag des Jahres 1907 wurde das seltsame Gotteshaus eingeweiht, und da war es so gesteckt voll, daß man sich nimmer rühren konnte. Der König und seine Mutter waren natürlich auch dabei und kamen von da ab jeden Sonntag und immer waren alle Plätze besetzt und vor den geöffneten Türen drängten sich die Leute, die drinnen nicht mehr Platz gefunden. Da ließ Ndschoya in einem andern Stadtteil eine zweite Kirche bauen, damit noch mehr seiner Leute die gute Botschaft von Gott hören könnten.

Inzwischen waren auch weiße Frauen nach Fumban gekommen und sammelten die kleinen schwarzen Königstöchter um sich, um ihnen biblische Geschichten zu erzählen. Wie nett und sauber sahen die Kinder aus, wenn sie in Begleitung ihrer königlichen Mütter auf den Missionshügel stiegen. Bald waren es so viele, daß man eine besondere Mädchenschule gründete. Fleißig waren die Kleinen, flink lernten sie lesen und schreiben und ihre schlanken Fingerlein übten sich in feiner Handarbeit. Nur mit dem Rechnen ging's schwer. Das wollte nicht in die Krausköpfe hinein und wenn die Stunde aus war, dann drängten sie hinaus, um bei lautem Spiel die Gedanken an die häßlichen Zahlen los zu werden. Mit dem Gehorsam hätte es auch besser sein dürfen in der Mädchenschule, besonders die Prinzeßchen sträubten sich recht

---

<sup>10</sup> a type of liquor.

unmanierlich oder zogen stolz das Rückgrat ein, warfen das Köpfchen hoch und riefen mit blitzenden Augen: „Bin ich nicht ein Königskind? Darf ich nicht tun, was ich will?“

— Aber die sanften Hände der weißen Frau verstanden auch ein solch hochmütiges Königskind zu leiten, und als nach Jahren in Fumban die erste Heidentaufe stattfand, da waren unter den 80 Täuflingen 18 kleine Prinzessinnen. Als sie in ihren weißen Kleidchen vor dem Altar in der Kirche standen, da sang der Chor der Missionsschüler das, was als frommer Wunsch in einem jeden Christenherzen stehen muß: „Näher mein Gott zu dir, näher zu dir“....

Selten verließ Ndschoya seine Stadt. Seine Regierung und „die Sache Gottes“, wie er die Mission nannte gaben ihm so viel zu tun, daß er froh war, zu Hause sein zu können. Eines Tages aber entschloß er sich, die weite Reise an die Küste zu machen, um wegen eines Augenleidens einen europäischen Arzt um Rat zu fragen. Selber zu Pferd, war er von zweiundzwanzig berittenen Würdenträgern und vielen Soldaten und Dienern begleitet.

Sechzig Mann allein hatten die Aufgabe, den schönen Königsthron, den Ndschoya von seinem Vater ererbt hatte und der 7000 Mark wert war, an die Küste zu schaffen, denn der Negerkönig hatte beschlossen, ihn dem deutschen Kaiser zu schenken.

Nachdem Ndschoya seine Geschäfte erledigt hatte, machte er sich auf die zweiundzwanzigtägige Rückreise ins Grasland. Kaum hatte die Karawane den Nün-Fluss<sup>11</sup> überschritten und war somit wieder auf Bamumgebiet, so kamen Abgesandte der Königin-Mutter von Fumban mit Essen und Trinken für Ndschoya. Einer der Boten mußte sofort umkehren mit einem Kleidungsstück des Königs, damit bei dessen Anblick nach so langer Trennung von ihrem Sohn „ihr Herz wieder gesunde“.

Die Tore der Stadt waren dicht belagert von festlich geschmückten Bamumleuten, die gekommen waren, ihren König zu empfangen. Wie glücklich und stolz war Ndschoya, als ihn das Händeklatschen und der Jubel seines Volkes begrüßte.

\* \* \*

Die Regenzeit war vorbei. In den Gärten von Fumban waren die Weiber emsig an der Arbeit mit Pflanzen und Jäten, denn Kraut und Unkraut wuchsen nun um die Wette.

Draußen, nahe der Stadtmauer lag ein kleines, sauberes Gehöft. Eine junge Frau, umspielt und umkrabbelt von fünf kleinen Kindern, blickte auf ihre Hacke gelehnt der sinkenden Sonne zu, ihr rotes Kopftuch leuchtete und mit ihrem langen blauen Haussakleid spielte der Wind. Jetzt nahm sie ihre Geräte und trat in die Hütte. Am Eingang neben der Türe hing blank geputzt das Eßgeschirr. Sie holte es herab und stellte einen großen Topf Maisbrei mitten unter die schwarze Kinderschar. Als alle satt waren, langte die Frau sich einen niedern Stuhl aus Palmrippen von der Zimmerdecke herab, denn dort hing er, so lang man ihn nicht brauchte und setzte sich vor die Hütte, die Kühle des Abends zu genießen. Eine Weile lauschte sie dem Gesumme der Käfer, und

---

<sup>11</sup> river in southern Nigeria that is considered the direct continuation of the Niger River that flows through sparsely settled zones of freshwater and mangrove swamps and coastal sand ridges.

und ihre schwarzen Augen folgten sinnend einem in allen Farben schimmernden Schmetterling, der sich eine Blüte zum Nachtquartier suchte. Da plötzlich wich der friedliche Ausdruck ihres Gesichtes. Sie reckte den Kopf vor und lauschte gespannt, die Hand hinter dem Ohr, während sich Angst und Schrecken in ihren Zügen malte; dann sprang sie auf und eilte in ihre Hütte. Durch die stille Luft klang ein kurz hervorgestoßenes, dumpfes Gebrüll. Mit vor Aufregung zitternden Händen verrammelte das Weib die Türe der Hütte, denn sie erkannte die Stimme eines Löwen.

Das war eine grauenvolle Nacht. Die Kinder klammerten sich laut weinend an die Mutter und der Vater war fort, um mit andern mutigen Männern den Löwen zu jagen. Gegen Morgen brachte er die Nachricht, daß der Löwe noch nicht gefangen sei, wohl aber in der vergangenen Nacht drei Menschen umgebracht habe.

Diesen und die folgenden Tage wagte sich kein Weib und kein Kind ohne Not aus seiner Hütte, denn immer neue Schreckensnachrichten verbreiteten sich wie Lauffeuer durch die Stadt. Aus dem einen Löwen waren zwei und aus den drei Opfern waren zehn geworden. — Da, am Karfreitag abend erscholl der Freudenruf durch Fumban: „Die Löwen sind gefangen! Die Löwen sind tot!“ Zum Marktplatz drängte die Menge und im Triumph vor des Königs Haus, ihm die Beute zu zeigen. Beide Tiere waren in die Falle gegangen und hatten dort unter Wutgebrüll, bei Speer und Lanzenstichen ihr Leben geendet. Jedem der drei Männer, die sich bei diesem Fang besonders tapfer gezeigt hatten, schenkte Ndschoya eine Frau zur Belohnung.

Nun war wieder Ruhe und Frieden in Fumban eingekehrt, und als der Ostersonntag anbrach, da strömte wieder Alt und Jung dem Gotteshaus zu, ja vielleicht fahren noch mehr als früher im Gefühl des Dankes und der Freude, daß sie nun wieder sicher wohnen konnten in ihres Königs Mauren.

„Königs Ndschoya“, sagte eines Tages die Missionarin zu dem schwarzen Fürsten, „erlaubst du, das ich deinen Frauen zweimal in der Woche eine Singstunde gebe?“ --- Ndschoya war einverstanden, ja, er selber ging und rief all seine getauften Frauen in einer großen Halle zusammen und setzte sich selbst, dem Gesang zuzuhören. Auch Heidenfrauen traten aus ihren Hütten oder streckten wenigstens den Kopf heraus; und wenn sie nacher wieder ihrer Arbeit nachgingen, fielen ihnen einzelne Verse und Melodien ein und sie summten sie vor sich hin. Und wenn die eine oder andere vielleicht krank wurde und die weiße Frau kam sie zu besuchen und sie zu pflegen, dann ging es gar nicht lange, bis die Beiden gute Freunde waren. Das Lied, das Christenlied, hatte unmerklich in Herzen der Heidenfrau Bahn gemacht für das Wort Gottes.

Von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr kamen und kommen noch heute neue herzu, die Christen werden wollen bald aus des Königs eigenem Hause bald aus einer armen Negerhütte. Woher mag es kommen, daß Ndschoya selber sich noch nicht zu diesem Schritt entschließen konnte? -- Seht da steht er inmitten seiner Weiber in kostbaren Königskleid. Aller Reichtum und alle Macht in Fumban ist sein. Wohl ist ihm der Heiland begegnet und hat ihn freundlich angesehen, wie damals den reichen Jüngling im Morgenland und doch konnte er sich wie jener nicht für ihn entscheiden. Der König aller Könige ist noch nicht in seinem Herzen eingezogen. Aber wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben. Es kommt ein Tag, wo auch der stolze Negerkönig bekennen wird:

*Jesus Christus herrscht als König,  
Alles wird ihm untertänig,  
Alles legt ihm Gott zu Fuß!  
Jede Zunge soll bekennen,  
Jesus sei der Herr zu nennen,  
Dem man Ehre geben muß\**

\* From the poem „Jesus Christus herrscht als König“ by Phillip Friedrich Hiller (1699-1769).

3957

# Der Negerkönig Ndschoya



Verlag der Basler Missionsbuchhandlung + 1913



Endlich kommt man an einen breiten Festungsgraben und dann an einen zweiten, fünf Meter tiefen. Die ausgegrabene Erde bildet einen Schutzwall für die Stadt und oben drauf steht eine zwei Meter hohe und ebenso dicke Mauer mit Schießscharten. Diese beiden Gräben schließen die Stadt ein. Wenn einer im äußern Grabenrand herumgehen wollte, so brauchte er mehr als zwölf Stunden. Am Eingangstor stehen Wachtposten mit langen Speeren. Nun ist man in Fumban und die Schwarzen dort heißen Bamumleute. Ihre sauberen Häuser liegen zwischen Feldern und Pisanggärten um den Marktplatz und das Königsgehöft. Vom Bamendator führt ein breiter Weg mitten in die Stadt. Da wimmelt's von Menschen. Man sieht prächtige Negergestalten, Männer und Frauen mit bunten, langen Gewändern und reichem Schmuck. Man sieht auch arme, elende Bettler am Wege kauern, in schlechte Lumpen gehüllt. Von der Hauptstraße führt eine Allee links ab zum Königspalast. Er besteht aus vielen ineinandergebauten Häusern, deren hohe Grasdächer auf starken Holzsäulen ruhen. Die Wände sind aus Tausenden von Palmrippen eng gefügt und oben mit einem breiten aus Gras geflochtenen Fries geschmückt, in das mit glühenden Eisen seltsame Tierbilder, Leoparden und Krokodile gebrannt sind. Zu beiden Seiten des Palastes dehnen sich zwei Häuserreihen, in denen die Frauen des Königs wohnen. In der Mitte unter dem Tor sitzt ein noch jüngerer Mann. Auf dem Kopf trägt er einen weißseidenen Turban und seine große, breitschultrige Gestalt umhüllt ein langes, kostbares Gewand. Das ist Ndschoya, der Negerkönig. (Siehe das Umschlagbild.)

Negerkönig sein ist gar keine so einfache Sache. Da hab ich eben die Geschichte der Bamumkönige gelesen, so wie sie Ndschoya in seiner eigenen Schrift, „mit dem Kopf seines Leibes“, wie er sich ausdrückt, geschrieben und wie sie ein Missionar übersetzt hat. Aber diese Geschichte ist so traurig, daß ich sie euch nicht erzählen kann. Damit ihr aber sehet, was Heidentum ist, muß ich euch doch einiges davon berichten. Da hat immer ein König den andern befreit und tot gemacht und der Boden, auf dem jetzt

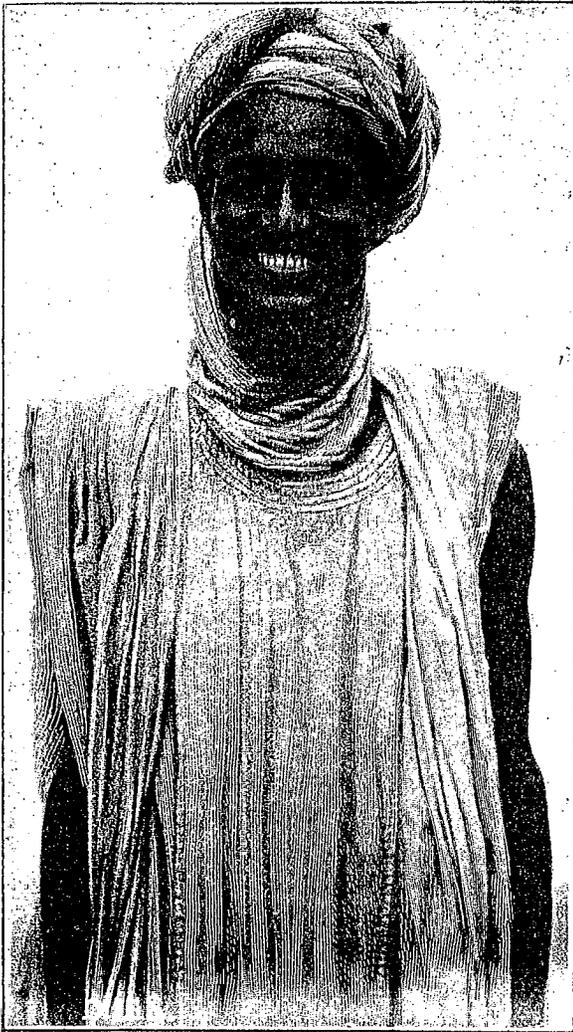
die stolze Königsstadt Fumban steht, war rot vom Blut. Zuletzt kam König Nsangu, der Vater Ndschoyas. Jedoch in einem furchtbaren Krieg mit den Leuten von Banisso fiel er und wurde enthauptet und mit ihm etwa 1500 Bamumleute. Da war ein entsetzlicher Jammer in der Königsstadt und die Mutter des toten Königs und seine Schwestern und seine Frauen, 70 an der Zahl, nahmen sich alle das Leben.

Ndschoya war noch ein Knabe, als er König wurde, und wer ihn nicht als solchen anerkennen wollte, den ließ er einfach töten. So klebte Menschenblut auch an seinen Händen, noch ehe er ein Mann geworden war.

Als er älter wurde, nahm er viele Frauen, baute ihnen Hütten und sorgte für sie, und bald wimmelte es im Königsgehöft von kleinen, schwarzen Prinzen und Prinzesschen. — Da stahl eines Tages ein Diener des Königs, namens Wadukam drei Königskinder, ein Mädchen und zwei Knaben, floh, sammelte wilde, kriegslustige Neger und hieß sie die Stadt überfallen und mit Fackeln aus Palmrippen das Königsgehöft in Brand stecken. Als die roten Flammen an den dürren Grasdächern emporstiegen und Weiber und Kinder mit Wehgeschrei aus den Hütten stürzten, fing ein furchtbares Gemetzel an. Die Menschen wurden hingemäht wie das Gras. Es lagen so viel Tote in den Höfen, daß man nicht wußte wohin seinen Fuß setzen. Zwei Jahre dauerte der Krieg zwischen Ndschoya und Wadukam. In der Königsstadt sah es furchtbar aus; die Häuser verbrannt, die meisten Menschen getötet und die, die noch lebten, hatten nichts zu essen, weil alles verwüstet war. Zum Schluß wurde Wadukam besiegt, gefangen und grausam umgebracht.

Als Ndschoya noch ein Knabe gewesen war, hatte er einmal gesehen, wie sein Vater für 320 000 Kaurimuscheln, d. i. für etwa 1000 Franken alte, aus Mekka stammende Bücher kaufte. Der Mann, der sie gebracht hatte, war ein Haussa, d. h. er gehörte zu dem weithin durch Afrika verbreiteten, mohammedanischen Negerstamm, dessen Hauptgeschäft es ist Handel zu treiben. Die Bücher waren arabisch, so konnte sie Ndschoya nicht verstehen. Das ließ ihm keine Ruhe und als er älter

wurde, schämte er sich, daß er weder lesen noch schreiben konnte und doch war er viel zu stolz, um von diesen hergelaufenen Haussa arabisch zu lernen. Nun waren seit



Ein Haussa.

einiger Zeit auch Europäer in Zumban, deutsche Kaufleute, aber daß man mit deren Schrift auch die Bamumsprache schreiben könne, das glaubte er nicht, und so

studierte er immer dran herum, eine eigene Schrift zu erfinden. Da, eines Nachts, so erzählt er, umkreiste ihn ein Traum und sagte: „Du sollst ein Brett nehmen und etwas darauf schreiben, wie die Hand eines Menschen und es abwaschen und trinken.“ Andern Tages tat der König also und darnach gab ihm sein Herz ein, seinen Leuten zu sagen, sie sollen sich Schriftzeichen ausdenken und ihm bringen. Ndschoya prüfte und wählte, bis er für jede Silbe der Bamumsprache ein schönes Zeichen hatte. Da war die Schrift fertig und Ndschoya fing gleich an eine Schule zu gründen in seinem Palast. Er selbst war der Lehrer und lehrte den Schwarzen nun lesen und schreiben in der Bamumsprache. (S. die Kopfleiste auf S. 1.)

Allmählich ließen sich immer mehr Haussa in der heidnischen Königsstadt nieder. Sie kauften und verkauften, wanderten hinunter an die Küste und brachten gute und schlechte Waren und viel Neuigkeiten mit herauf ins Grasland. Sie erzählten von ihrem Gott Allah und von Mohammed, seinem Propheten, und schließlich baute ihnen Ndschoya auf dem Marktplatz eine Moschee. Immer mehr Mohammedaner kamen. Sie brachten Amulette mit und verkauften sie den Heiden und bald lief in ganz Zumban kein Mensch mehr herum, ohne arabische Zauberprüche. Ja sogar die Kinder trugen solche in lederen Täschchen an die Hörner gebunden. Aber die Haussa waren nicht immer friedliche Leute. Darum wies sie der König alle zur Stadt hinaus und siedelte sie in einem besonderen Dorfe an. Und als später die Basler Missionare kamen, da ließ er auch die Moschee abbrechen und im Haussadorf neu aufbauen. So war er die lästigen Schwäzer los; hatte er doch schon lange gemerkt, daß sie nicht aufrichtig waren, und daß ihr böses, verlogenes Wesen und schlechtes Leben gar nicht mit ihren vielen Gebeten und frommen Büchern zusammen stimmte.

Eines Tages war reges Leben vor dem Palast des Königs. Es war Markttag und da der Marktplatz vor dem Königshause lag, so spielte sich das lauteste und bunteste Leben dort ab. Was gab's da nicht alles zu kaufen! Erbsen, Bohnen, Erdnüsse, Delbrühe, Ochsen-, Schaf- und Ziegenfleisch, Lenden- und Kopfstücker,

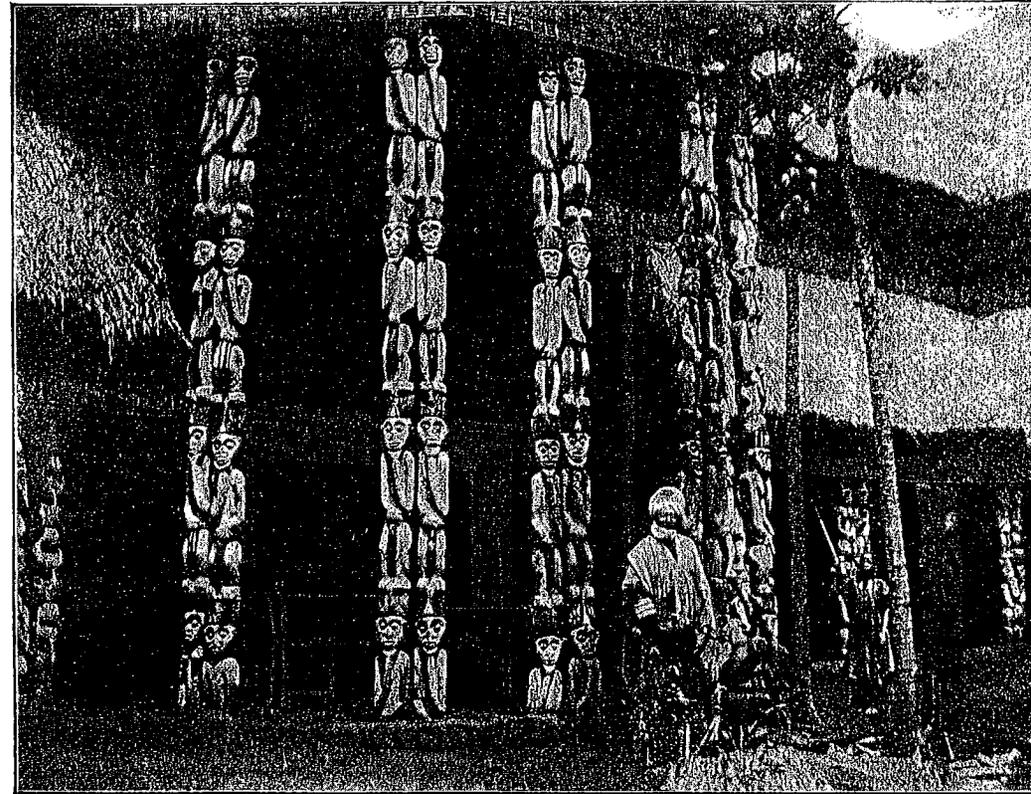
Waffen, Geldbeutel, Schnupftabaksbeutel aus feinem Leder mit bunten Franzen, Amulette, Messer, Körbe. Das war ein Schreien, Kreischen, Banken, daß man sein eigen Wort nicht mehr verstand. — „Weißt du's schon,“ schrie plötzlich einer seinem Nachbar in die Ohren, „weißt du's schon, daß heut die Weißen kommen?“ „Die Weißen? Woher? Warum?“ klang es durcheinander. „Warum?“ gab der Erzähler zurück, „man sagt, sie wollen uns eine neue Gottesgabe bringen!“ „Das wird nichts Neues sein“, meinte einer verächtlich. „Die Hausfa brachten auch eine Gottesgabe und sind doch nicht besser als wir, und der Zauberspruch, den ich für acht Hühner kaufte, hat gar nichts genützt. Ich will nichts von einer neuen Gottesgabe.“ Damit hob er ein Stück Büffel Fleisch vom Boden auf, wog es in der Hand, roch daran und kaufte es.

„Sie kommen, sie kommen! Am Bamendator sind sie! Ich hab' sie gesehen, sie kommen!“ Es war ein fecker Bursche mit blanken Zähnen und rot-weißem Zudentuch, der mit dieser Neuigkeit durch die bunte Menge hüpfte, und gleich darauf ertönte ein Trommelwirbel und sämtliche Würdenträger versammelten sich hinter dem Hauptlingsstuhl unter dem Tor. Schön und stramm standen sie in zwei langen Reihen und aller Blicke richteten sich die Straße hinab, auf der die Weißen kommen sollten. Die Königsfrauen wollten auch sehen; eine guckte der andern über die Schulter und doch wagte sich keine weit hervor. Nur die behäbige Königsmutter setzte sich breit auf ihren Thronstuhl, denn sie wußte, daß sie nächst dem König die Hauptperson war.

Zwei Weiße waren es, die umringt von einer Schar tanzender Negerkinder und gefolgt von vielen Lastträgern jetzt auf den Palast zuschritten. Der König erhob sich und trat den Fremden majestätisch entgegen. Sein Königsrock reichte fast bis zur Erde.

Er geleitete seine Gäste unter das Tor, wo schon Schemel bereitstanden und nötigte sie, sich zu setzen. Nun ließen sich auch die Würdenträger zur Erde nieder und grüßten mit lautem Händeklatschen. Jetzt nahen sich unter tiefen Bücklinaen drei schwarze Knaben. Auf einen

Wink des Königs stellte der erste ein perlenbesticktes Tischchen vor ihm nieder, der zweite brachte ein zugedecktes Körbchen, aus dem der König drei Trinkbecher nahm und der dritte Knabe hielt eine schöne Tonkalabasse unter dem Arm und wartete nur auf den Wink seines Herrn, um die Becher mit dem erfrischenden Palmwein zu füllen.



Die Empfangshalle des Königs.

Als der König den Becher erhob, um mit den Weißen anzustoßen, neigten die auf dem Boden kauernenden Würdenträger ihre Häupter zur Erde und verdeckten das Angesicht mit den Händen, und die auf dem Marktplatz beschäftigten Leute legten eilig die Arbeit weg und taten dasselbe. Nachdem die drei Becher geleert waren, gab

der König ein Zeichen und unter Händeklatschen und Hochrufen richtete sich die Menge wieder auf.

Andern Tages, als einer der Weißen Ndschona eine Bibel zeigte, griffen die schwarzen Hände des Negerkönigs hastig darnach und er bat: „Lies mir etwas daraus vor.“ Und der Weiße las: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ Und der Negerkönig lauschte den wunderbaren Worten. Sanftmütig? barmherzig? reines Herzens. Als der Weiße schwieg, hob der Schwarze das Haupt und sagte: „Das sind wahre Worte, Massa (Herr). Ich weiß es wohl, nur wenn ich das Gute tue, werde ich von Gott belohnt, aber wie kann ich Gutes tun, wenn die Menschen um mich her so schlecht sind?“

Lange sprachen die beiden Männer, und in des schwarzen Königs Herz wurde ein Verlangen nach der guten Lehre, die der Weiße brachte. Als sie schieden, schenkte Ndschona dem Missionar einen schönen Elfenbeinzahn und bat ihn, doch ja bald wieder nach Bamum zu kommen.

Der Missionar war abgereist. Ndschona lebte weiter wie bisher. Er herrschte als echter heidnischer Fürst. Seine Untertanen folgten ihm mehr aus Furcht, als aus Liebe, denn sie wußten, daß er gefährliche Medicinen besaß, die er denen gab, die ihm unbequem waren. Leben und Tod seines schwarzen Volkes lag also in seinen Händen. Wenn es Streit gab, war er der Richter. Unter dem vorspringenden Dach einer Säulenhalle sitzend, ließ er sich von seinen Richtern die Fälle vortragen. Mit gekrümmtem Rücken, die Hand vor den Mund haltend, damit ihr Atem nicht den König berühre, nahen sie sich und flüsterten ihm die Sache zu. Räusperte sich der König — so klatschte die ganze Gesellschaft, Hofdiener, Unterhäuptlinge und Richter, in die Hände, ebenso wenn der König husten oder nießen mußte. So bezeugten sie ihm ihre Ehrfurcht. Wenn der König das Urteil gesprochen, schrieben es seine Schreiber nieder. Der, der den Prozeß gewann, hatte dafür, daß er Recht

bekommen, einen Franken fünfundzwanzig zu zahlen, der Verlierende ging frei aus.

Im Kriege war Ndschona der Feldherr. Im Triumph brachte er die abgeschlagenen Häupter seiner Feinde nach Fumban. Dann jubelte ihm sein Volk zu und hieß ihn einen guten Regenten. — Was der Krieg verwüstet und die Feuersbrünste eingeäschert hatten, das ließ er neu pflanzen und bauen. Unermüdtlich arbeitete er für seine Stadt und sein Volk. Abends aber zog er sich zurück und schrieb sorgfältig in seiner selbsterfundnen Schrift alle Einnahmen und Ausgaben des Tages auf, dazu Rezepte für gute und schlechte Medicinen und außerdem alles, was er Interessantes erlebt oder gehört hatte tagsüber.

Unterdessen hatte die deutsche Regierung mit dem aufrührerischen Stamm der Basso viel Streit, aber schließlich wurde er unterworfen, und so kam der Kopf des vor acht Jahren im Kampf mit den Basso gefallenen Bamumkönigs in die Hände der Deutschen, und es wurde Ndschona mitgeteilt, er könne das Haupt seines Vaters, des Königs Mangu, im Lager der Sieger abholen.

In feierlichem Zuge mit großem Gefolge kam Ndschona eines Tages dort an und man brachte ihm den Schädel. Laut schluchzend unter Tränen küßte der König den Totenkopf und drückte ihn an seine Brust in heiß aufwallender Kindesliebe; dann schritten er und seine Begleiter entblößten Hauptes hinter dem Korbe her, worin das Haupt des erschlagenen Königs in seine alte Königsstadt überführt wurde.

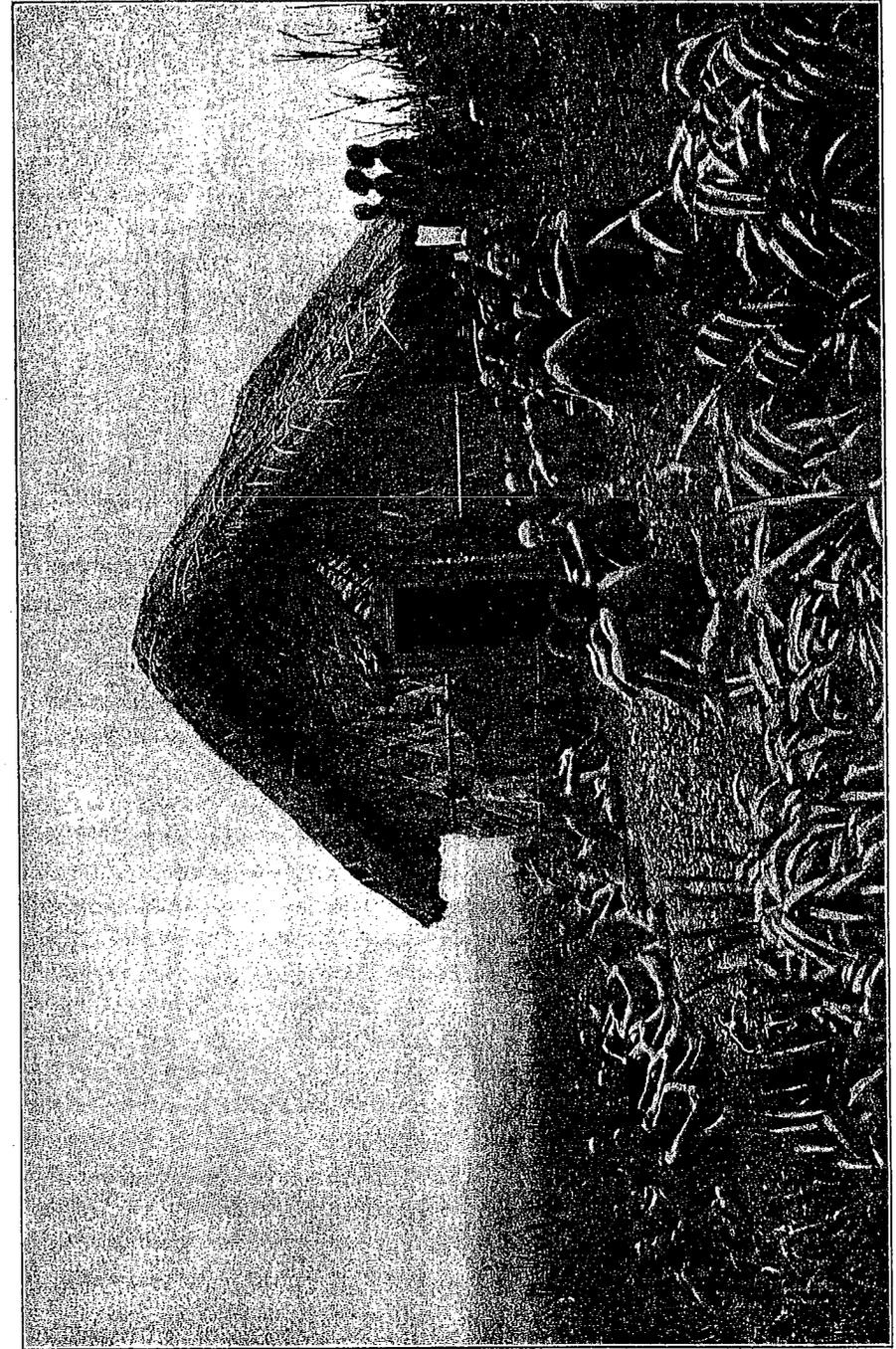
Mit Freudengeschrei wurde der Zug in Fumban begrüßt, und auch Ndschona freute sich, denn so lange das Haupt seines Vaters noch in Feindeshand war, galt er bei vielen noch nicht als vollkommener König. Als sich der Jubel gelegt hatte, fing das ganze Volk an noch einmal um den toten König zu trauern. Die Leute beschierten sich von Kopf bis zu Fuß mit weißer Farbe, gingen in zerrissenen Kleidern, und lautes Wehklagen der Weiber erfüllte die Luft. Tag und Nacht hörte man die herzerreißenden Töne der Klagelieder.

\* \* \*

Zwei Jahre später hatte Ndschoya viel zu tun, denn die Weißen waren wieder gekommen, und zwar nicht nur zum Besuch, sondern um sich ganz in Fumban niederzulassen. Kaum hatten sie die Negerhütte erreicht, in der sie vorläufig wohnen sollten, so kam auch schon eine Gesandtschaft vom König und brachte zwei Ziegen, Hühner, Süßkartoffeln, Pisang, zwei Töpfe Palmöl, 40 Eier, sechs Kalabassen Palmwein und Feuerholz. Auch stellte er unentgeltlich 130 Mann als Träger und für sonstige Dienstleistungen. Und weil er so froh war über die Ankunft der Weißen, dachte er sich immer wieder etwas Neues aus, um ihnen zu helfen, daß das im Bau begriffene Missionshaus samt Küche und Nebenräumen baldmöglichst fertig werde. Oft stieg die schwarze Majestät selbst den Missionshügel hinauf, um nachzusehen, wie weit man schon sei. Und die dicke Königsmutter ließ sich herauftragen, denn sie wollte doch auch sehen, was da alles gebaut wurde.

„Wenn das Missionshaus fertig ist, dann bauen wir eine Schule,“ sagte Ndschoya bedächtig, „dann will ich selbst auch was von euch lernen, aber nicht mit den kleinen schwarzen Bengeln zusammen, ich nehme dann Privatstunden.“ — Das war ein Fest, als das Schulhaus fertig war und eingeweiht wurde; dazu ließen sich die sechzig zukünftigen Schüler alle die Köpfe rasieren. Und, weil es der König verlangt hatte, so hatten sie sich auch so sauber gewaschen, daß sie glänzten wie frisch gepuzte Stiefel. Mit dem Indieschulekommen nahmens die Bürschlein sehr ernst. Jeden Morgen waren alle da, und als einmal einer krank war, schickte er seinen Bruder als Stellvertreter. Der setzte sich stillschweigend an seines Bruders Platz, und als beim Ablesen dessen Name kam, schrie er aus Leibeskräften: Hier!

Es ging nicht lange, da trugen die Bamumleute wieder Palmrippen und Lehm zusammen zum Bau eines neuen Hauses. Dort, auf dem Marktplatz vor dem Königshaus, wo früher die Moschee der Mohammedaner gestanden hatte, dort ließ Ndschoya eine geräumige Kirche mit 400 Sitzplätzen bauen, die Wände, gerade wie die seines Palastes, ließ er mit jenen merkwürdigen Tier-



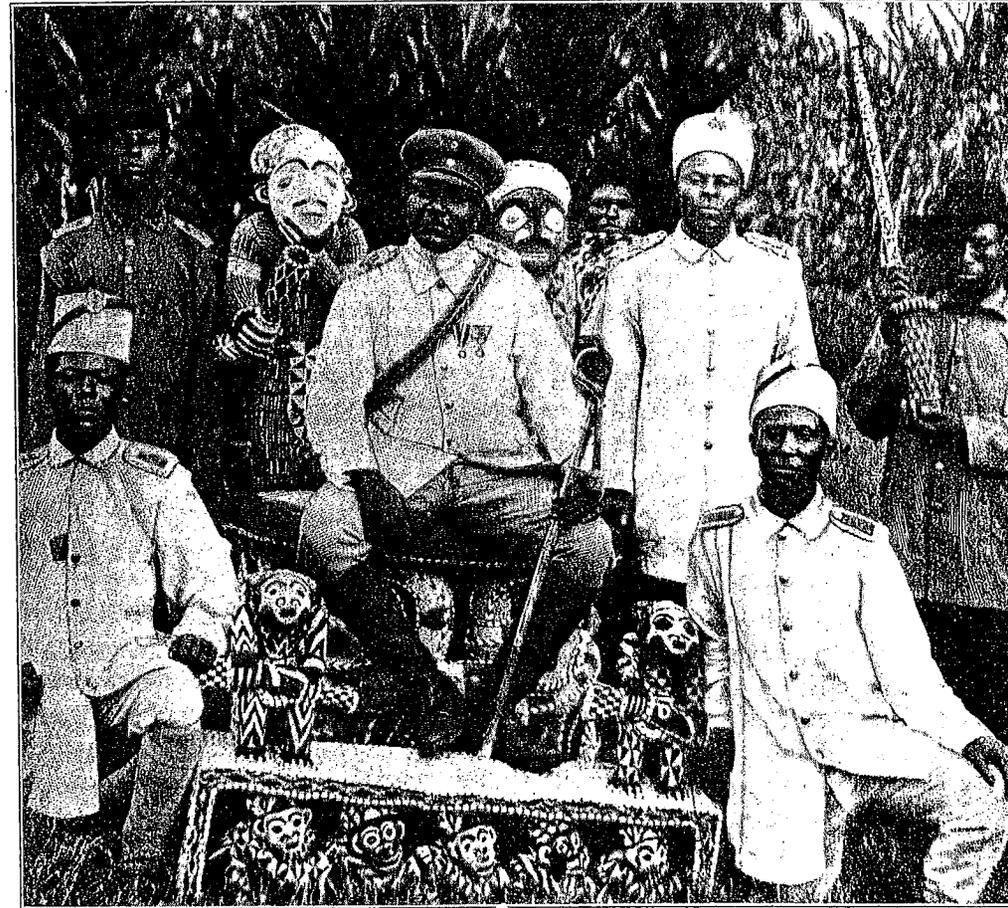
Die erste Schule in Fumban.

bildern schmücken. — Am Pfingstsonntag des Jahres 1907 wurde das seltsame Gotteshaus eingeweiht, und da war es so gesteckt voll, daß man sich nimmer rühren konnte. Der König und seine Mutter waren natürlich auch dabei und kamen von da ab jeden Sonntag und immer waren alle Plätze besetzt und vor den geöffneten Türen drängten sich die Leute, die drinnen nicht mehr Platz gefunden. Da ließ Ndschoya in einem andern Stadtteil eine zweite Kirche bauen, damit noch mehr seiner Leute die gute Botschaft von Gott hören könnten.

Inzwischen waren auch weiße Frauen nach Tumban gekommen und sammelten die kleinen schwarzen Königstöchter um sich, um ihnen biblische Geschichten zu erzählen. Wie nett und sauber sahen die Kinder aus, wenn sie in Begleitung ihrer königlichen Mütter auf den Missionshügel stiegen. Bald waren es so viele, daß man eine besondere Mädchenschule gründete. Fleißig waren die Kleinen, flink lernten sie lesen und schreiben und ihre schlanken Fingerlein übten sich in feiner Handarbeit. Nur mit dem Rechnen ging's schwer. Das wollte nicht in die Krausköpfe hinein und wenn die Stunde aus war, dann drängten sie hinaus, um bei lautem Spiel die Gedanken an die häßlichen Zahlen los zu werden. Mit dem Gehorsam hätte es auch besser sein dürfen in der Mädchenschule, besonders die Prinzesschen sträubten sich recht unmanierlich oder zogen stolz das Rückgrat ein, warfen das Köpfchen hoch und riefen mit blitzenden Augen: „Bin ich nicht ein Königskind? Darf ich nicht tun, was ich will?“ — Aber die sanften Hände der weißen Frau verstanden auch ein solch hochmütiges Königskind zu leiten, und als nach Jahren in Tumban die erste Heidentaufe stattfand, da waren unter den 80 Täuflingen 18 kleine Prinzessinnen. Als sie in ihren weißen Kleidchen vor dem Altar in der Kirche standen, da sang der Chor der Missionschüler das, was als frommer Wunsch in einem jeden Christenherzen stehen muß: „Näher mein Gott zu dir, näher zu dir“

Selten verließ Ndschoya seine Stadt. Seine Regierung und „die Sache Gottes“, wie er die Mission nannte, gaben ihm so viel zu tun, daß er froh war, zu Hause sein

zu können. Eines Tages aber entschloß er sich, die weite Reise an die Küste zu machen, um wegen eines Augenleidens einen europäischen Arzt um Rat zu fragen. Selber zu Pferd, war er von zweiundzwanzig berittenen Würdenträgern und vielen Soldaten und Dienern begleitet.



König Ndschoya auf dem dem deutschen Kaiser geschenkten Thronessel.

Sechzig Mann allein hatten die Aufgabe, den schönen Königsthron, den Ndschoya von seinem Vater ererbt hatte und der 7000 Mark wert war, an die Küste zu schaffen, denn der Negerkönig hatte beschlossen, ihn dem deutschen Kaiser zu schenken.

Nachdem Ndschona seine Geschäfte erledigt hatte, machte er sich auf die zweiundzwanzigtägige Rückreise ins Grasland. Kaum hatte die Karawane den Nün-Fluß überschritten und war somit wieder auf Bamumgebiet, so kamen Abgesandte der Königin-Mutter von Tumban mit Essen und Trinken für Ndschona. Einer der Boten mußte sofort umkehren mit einem Kleidungsstück des Königs, damit bei dessen Anblick nach so langer Trennung von ihrem Sohn „ihr Herz wieder gesunde“.

Die Tore der Stadt waren dicht belagert von festlich geschmückten Bamumleuten, die gekommen waren, ihren König zu empfangen. Wie glücklich und stolz war Ndschona, als ihn das Händeklatschen und der Jubel seines Volkes begrüßte.

\* \* \*

Die Regenzeit war vorbei. In den Gärten von Tumban waren die Weiber eifrig an der Arbeit mit Pflanzen und Säten, denn Kraut und Unkraut wuchsen nun um die Wette.

Draußen, nahe der Stadtmauer lag ein kleines, sauberes Gehöft. Eine junge Frau, umspielt und umkrabbelt von fünf kleinen Kindern, blickte auf ihre Hacke gelehnt der sinkenden Sonne zu, ihr rotes Kopftuch leuchtete und mit ihrem langen blauen Hauffackleid spielte der Wind. Jetzt nahm sie ihre Geräte und trat in die Hütte. Am Eingang neben der Türe hing blank gepuzt das Eßgeschirr. Sie holte es herab und stellte einen großen Topf Maisbrey mitten unter die schwarze Kinderschar. Als alle satt waren, langte die Frau sich einen niedern Stuhl aus Palmrippen von der Zimmerdecke herab, denn dort hing er, so lang man ihn nicht brauchte, und setzte sich vor die Hütte, die Röhle des Abends zu genießen. Eine Weile lauschte sie dem Gesumme der Käfer, und ihre schwarzen Augen folgten sinnend einem in allen Farben schimmernden Schmetterling, der sich eine Blüte zum Nachtquartier suchte. Da plötzlich wich der friedliche Ausdruck ihres Gesichtes. Sie reckte den Kopf vor und lauschte gespannt, die Hand hinter

dem Ohr, während sich Angst und Schrecken in ihren Zügen malte; dann sprang sie auf und eilte in ihre Hütte.

Durch die stille Luft klang ein kurz hervorgestohenes, dumpfes Gebrüll. Mit vor Aufregung zitternden Händen verrammelte das Weib die Türe der Hütte, denn sie erkannte die Stimme eines Löwen.

Das war eine grauenvolle Nacht. Die Kinder klammerten sich laut weinend an die Mutter und der Vater war fort, um mit andern mutigen Männern den Löwen zu jagen. Gegen Morgen brachte er die Nachricht, daß der Löwe noch nicht gefangen sei, wohl aber in der vergangenen Nacht drei Menschen umgebracht habe.

Diesen und die folgenden Tage wagte sich kein Weib und kein Kind ohne Not aus seiner Hütte, denn immer neue Schreckensnachrichten verbreiteten sich wie Lauffeuer durch die Stadt. Aus dem e i n e n Löwen waren z w e i und aus den drei Opfern waren zehn geworden. — Da, am Karfreitag abend erscholl der Freudenruf durch Tumban: „Die Löwen sind gefangen! Die Löwen sind tot!“ Zum Marktplatz drängte die Menge und im Triumph vor des Königs Haus, ihm die Beute zu zeigen. Beide Tiere waren in die Falle gegangen und hatten dort unter Wutgebrüll, bei Speer und Lanzenstichen ihr Leben geendet. Jedem der drei Männer, die sich bei diesem Gang besonders tapfer gezeigt hatten, schenkte Ndschona eine Frau zur Belohnung.

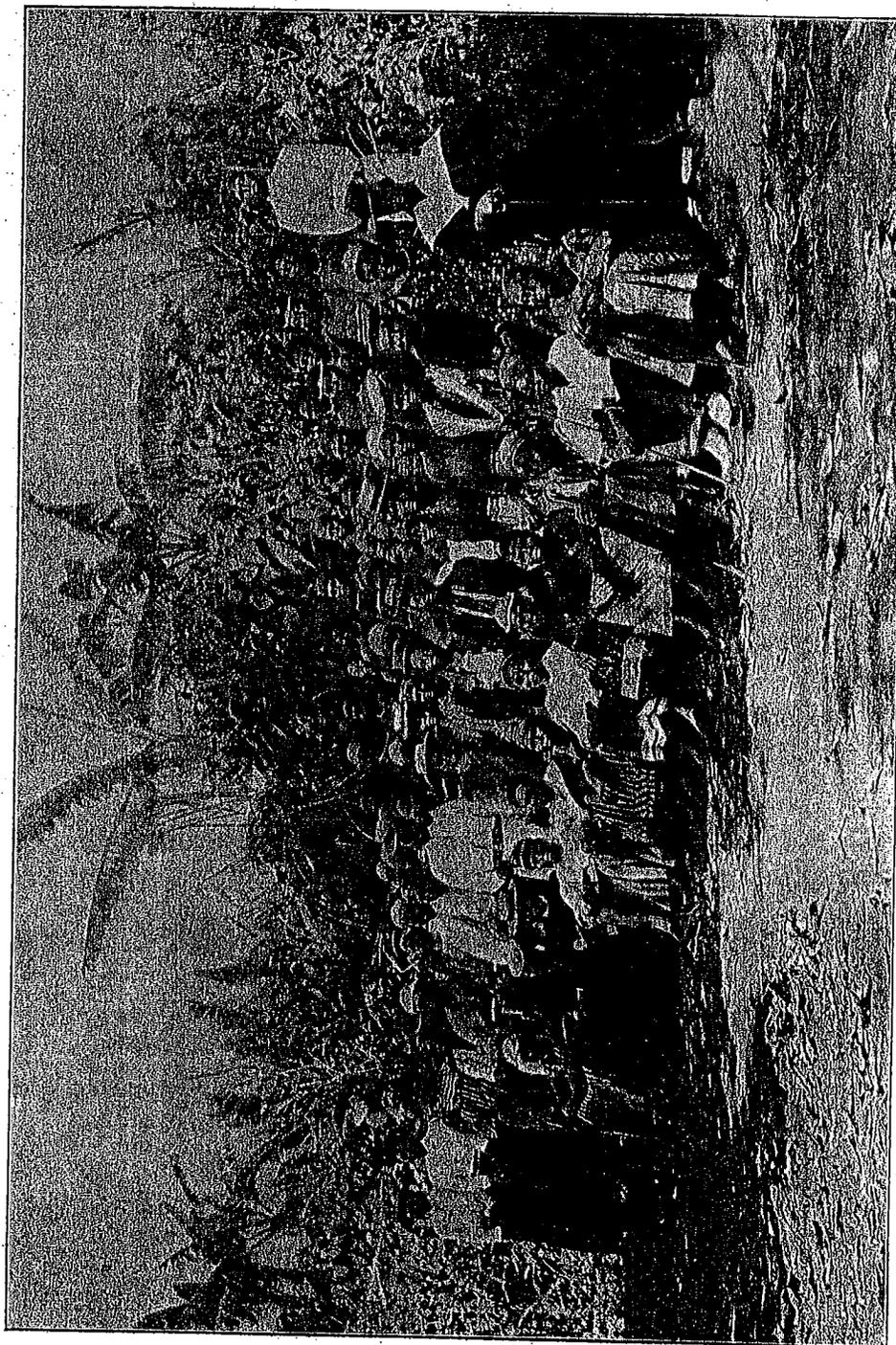
Nun war wieder Ruhe und Frieden in Tumban eingefeiert, und als der Ostersonntag anbrach, da strömte wieder Alt und Jung dem Gotteshaus zu, ja vielleicht kamen noch mehr als früher im Gefühl des Dankes und der Freude, daß sie nun wieder sicher wohnen konnten in ihres Königs Mauern.

„König Ndschona“, sagte eines Tages die Missionarin zu dem schwarzen Fürsten, „erlaubst du, daß ich deinen Frauen zweimal in der Woche eine Singstunde gebe?“ — Ndschona war einverstanden, ja, er selber ging und rief alle seine getauften Frauen in einer großen Halle zusammen und setzte sich selbst, dem Gesang zuzuhören. Auch Heidenfrauen traten aus ihren Hütten oder

streckten wenigstens den Kopf heraus; und wenn sie nachher wieder ihrer Arbeit nachgingen, fielen ihnen einzelne Verse und Melodien ein und sie summten sie vor sich hin. Und wenn die eine oder andere vielleicht krank wurde und die weiße Frau kam sie zu besuchen und sie zu pflegen, dann ging es gar nicht lange, bis die Weiden gute Freunde waren. Das Lied, das Christenlied, hatte unmerklich im Herzen der Heidenfrau Bahn gemacht für das Wort Gottes.

Von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr kamen und kommen noch heute neue herzu, die Christen werden wollen, bald aus des Königs eigenem Hause, bald aus einer armen Negerhütte. Woher mag es kommen, daß Ndschaha selber sich noch nicht zu diesem Schritt entschließen konnte? — — — — Seht da steht er inmitten seiner Weiber im kostbaren Königskleid. Aller Reichtum und alle Macht in Tumban ist sein. Wohl ist ihm der Heiland begegnet und hat ihn freundlich angesehen, wie damals den reichen Jüngling im Morgenland und doch konnte er sich wie jener nicht für ihn entscheiden. Der König aller Könige ist noch nicht in seinem Herzen eingezogen. Aber wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben. Es kommt ein Tag, wo auch der stolze Negerkönig bekennen wird:

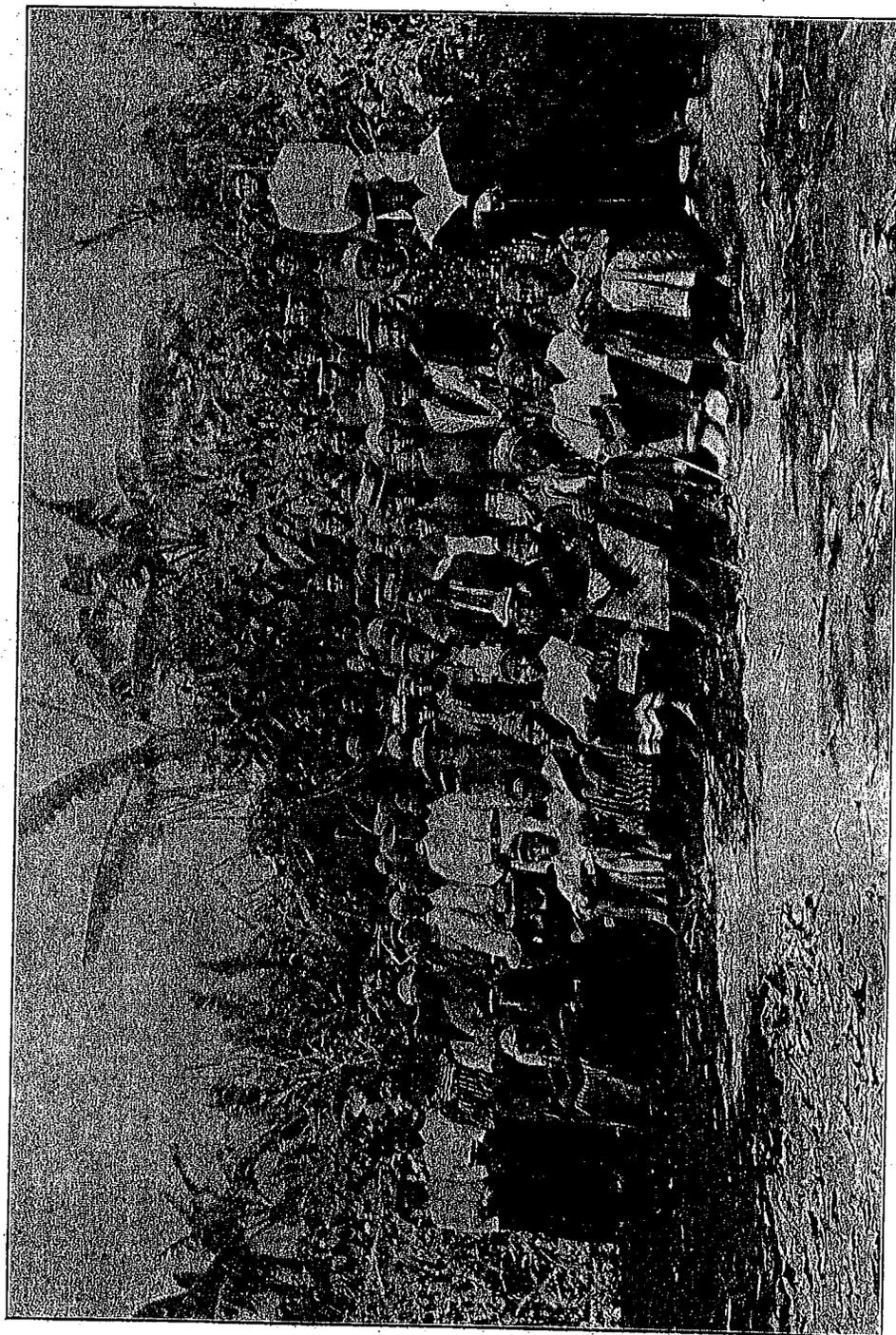
Jesus Christus herrscht als König,  
 Alles wird ihm untertänig,  
 Alles legt ihm Gott zu Fuß!  
 Jede Zunge soll bekennen,  
 Jesus sei der Herr zu nennen,  
 Dem man Ehre geben muß.



treckten wenigstens den Kopf heraus; und wenn sie nachher wieder ihrer Arbeit nachgingen, fielen ihnen einzelne Verse und Melodien ein und sie summten sie vor sich hin. Und wenn die eine oder andere vielleicht krank wurde und die weiße Frau kam sie zu besuchen und sie zu pflegen, dann ging es gar nicht lange, bis die Weiden gute Freunde waren. Das Lied, das Christenlied, hatte unmerklich im Herzen der Heidenfrau Bahn gemacht für das Wort Gottes.

Von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr kamen und kommen noch heute neue herzu, die Christen werden wollen, bald aus des Königs eigenem Hause, bald aus einer armen Negerhütte. Woher mag es kommen, daß Adschona selber sich noch nicht zu diesem Schritt entschließen konnte? — — — — — Seht da steht er inmitten einer Weiber im kostbaren Königskleid. Aller Reichtum und alle Macht in Sumban ist sein. Wohl ist ihm der weiland begegnet und hat ihn freundlich angesehen, wie damals den reichen Jüngling im Morgenland und doch konnte er sich wie jener nicht für ihn entscheiden. Der König aller Könige ist noch nicht in seinem Herzen einzogen. Aber wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben. Es kommt ein Tag, wo auch der stolze Negerkönig beugen wird:

Jesus Christus herrscht als König,  
Alles wird ihm untertänig,  
Alles legt ihm Gott zu Fuß!  
Jede Zunge soll bekennen,  
Jesus sei der Herr zu nennen,  
Dem man Ehre geben muß.



Sumban-Seute.



**This translation was prepared for the Sophie website by  
Dr. Cindy Brewer's German 201 Class during  
Winter Semester 2006 at Brigham Young University.  
Student contributors were: Jordan Smith (Group Leader), Emily Mathias, Nakita Messick,  
Audrey Paurus, Valerie Payne, Natasia Schulzke, Emeline Schwicht, Emmelie Shaner,  
Julie Tibbitts, Carly Voyce, Sarah Woodall**

## **The Negro King Njoya**

von Anna Oehler

Published by the Basel Missionhouse Bookshop,

1913

Far away in Africa is Fumban, the proud city of the king. It does not lie down below along the hot seashore, nor within the ancient wood, but in the airy hills of the Cameroon grasslands. In this area, there is nothing but grass as far as the eye can see. The grass is so high that large men and animals, yes even elephants, are easily hidden in it—like crickets and grasshoppers are hidden in the grass in our country. Surely you'd like to play hide-and-seek there. Right? But what if you were to encounter an elephant, a buffalo, or even a lion?

You must walk many days if you want to get to Fumban. You must climb many mountains and drag yourself through many hot valleys. You must wade through rivers swarming with crocodiles and hippopotamuses, and in this manner you must continue onward. Soon sweat runs from your forehead and soon an icy cold wind blows through your clothes to the skin so that you shiver. Today, not a breeze stirs, and men and animals are faint and wish to sleep. Only now and then a splendid black bird, with his long tail raised, lifts itself for a brief moment and then silently buries itself again in the endless sea of grass. Tomorrow a wild tornado storm will sweep through here, ripping the grass from the cottage roofs, kinking the high reeds and shaking the proud palms.

Finally you come to a wide moat and then another, five meters deep. The earth dug up from the ditches builds a protective rampart for the city. On the top thereof is a wall two meters high and just as thick, with notches for shooting. Both moats surround the city. If you wished to travel around the outermost ditch, you would need more than twelve hours. Watch guards with long spears stand at the entrance gate. Now you are in Fumban, and the blacks here are called the Bamum people. Their neat houses lie between fields and banana gardens around the marketplace and the king's farm. A wide road leads from the Bamenda gate to the middle of the city. There it

is swarming with people. You see splendid negro figures, men and women with colorful long robes and rich jewelry. You also see poor, miserable beggars cowering on the road, wrapped in bad rags.

From the main street, a small avenue leads left toward the king's palace. It consists of many houses built very closely together whose grass roofs rest on strong wood posts. The walls of the houses consist of thousands of palm leaves that have been closely bound to each other. The houses are decorated with wide pieces of frieze woven out of grass. They are decorated with strange pictures of animals, like leopards and crocodiles, which have been burned on with hot iron rods. On either side of the palace there are two rows of houses where the king's wives live. In the middle there sits a younger man under the gate. The man is wearing a white silk turban and a long, costly robe covers his broad-shouldered figure. That is Njoya, the Negro king. (See the picture on the cover.)

It is not easy to be the Negro king. I have just read the history of the Bamum kings, written by Njoya, "with the head of its body," as he expresses it in his own words, and translated by a missionary. But this story is so sad that I cannot tell it to you. However, in order for you to see what paganism is, I must tell you a few things from it. There were always battles between kings in which one king would kill the other and the ground upon which the proud city of the king, Fumban, now stands is stained red with blood.

The last king was Nsangu, the father of Njoya. However in a terrible war with the people of Bansso, he fell in battle and was beheaded and with him about 1500 Bamum people were killed. Horrible lamentation spread throughout the city of the king and the king's mother, his sisters and his wives, amounting to 70 people, took their own lives.

Njoya was but a lad when he became king and he simply put to death whoever refused to acknowledge him as such. So it was, Njoya had blood on his hands before he had even become a man.

When Njoya got older, he took many wives, built them cottages and provided for them and soon the kingdom swarmed with little black princes and princesses. -- One day Wadukam, a servant of the king, kidnapped three of the king's children, one girl and two boys. He fled, collected wild blood-thirsty Negroes and commanded them to attack the city and set the city on fire with torches made from palm leaves. As the red flames shot from the dry grass roofs and women and children stumbled from their huts shouting out with agony, a terrible massacre began. The people were mowed down like the grass. There were so many dead in the courtyards, that one did not know where to set foot. The war continued for two years between Njoya and Wadukam. The king's city looked terrible; the houses were burned, most of the people were dead, and those who still lived had nothing to eat because everything had been destroyed. In the end, Wadukam was conquered, captured, and cruelly slain.

When Njoya was still just a boy, he had seen once how his father bought books from Mecca for 320,000 Kauri shells, about 1,000 Franken. The man who had brought them was a Haussa, which is a Negro tribe of Muhammed that is widely dispersed through Africa and whose main business is to practice trade. The books were Arabic, so Njoya could not understand them.

This did not allow him peace of mind, and as he became older he was ashamed that he could neither read nor write.

Yet he was much too proud to learn Arabic from this Hausa stranger. Now for some time there were Europeans in Fumban, German merchants, but he did not believe that one could write down the Bamum language with their style of writing, and so he always studied so that he could devise a style of writing for his own language.

There one night, so he says, a dream circled about him and said, "You should take a board and write upon it in the hand of men, and wash it off and drink it." On a following day the king did this. Then his heart told him to command his people, saying that they should invent language characters and bring them to him. Njoya inspected and selected them, until he had a beautiful symbol for every syllable in the Bamum language. Then the method of writing was completed, and Njoya immediately established a school in his palace. He himself was the teacher, and he taught the black people how to read and write in the Bamum language.

Gradually, more and more Hausa settled in the heathen city of the king. They bought and sold, and wandered down to the coast, bringing with them good and bad commodities and much news up into the grassland. They told of their God Allah, and of his prophet Mohammed. Finally, Njoya constructed a Mosque for them in the marketplace. More and more Muslims came. They brought amulets and sold them to the Heathens and soon, no one ran around Fumban, without the Arabic magic sayings. Yes, even the children wore such charms in leather bags, tied to the horns. But the Hausa were not always peaceful people. Therefore, the King expelled them all from the city and he settled them in a different village. And later the Basel missionaries came, and he had the mosque torn down and rebuilt it in the Hausa village. Thus, he was rid of the annoying windbags; he had realized for a long time, that they were not honest, and that their evil, dishonest nature and corrupt living were not congruent with their many prayers and with the holy books.

One day, a lot of activity took place in front of the King's Palace. It was market day and because the market place was in front of the King's house, there life was the loudest and most colorful. There is nothing you cannot buy! Peas, beans, peanuts, oil broth, oxen-, sheep- and goat-meat, loin cloths, and scarves, weapons, purses, snuff bags made out of fine leather with colorful trim, charms, knives, baskets.

There was screaming, screeching, quarreling, such that no one could hear their own words. - "Do you already know?" his neighbor yelled in his ears, "Do you already know that today the whites are coming?" "The whites? From where? Why?" people called out in confusion. "Why?" was the reply. "It is said, they want us to bring a new religion." "That is not so uncommon," was the contemptuous reply, "The Hausa also brought a new religion and they still are no better than us, and the spell, which I bought for eight hens, did not work. I want nothing to do with this new religion." And with that, he lifted a piece of buffalo meat from the ground, weighed it in his hand, smelled it, and bought it.

"They're coming, they're coming! They are at the Bamenda gate! I have seen them, they're coming!" It was a bold fellow with bright teeth and red-and-white loin cloth. With this news, he hopped through the colorful crowd, and soon thereafter, a drum roll sounded and all dignitaries clustered behind the chief's chair under the gate. They stood beautiful and taut in two

long rows and all looked down the street along which the white people should come. They stood beautiful and taut in two long rows and all looked down the street from whence the white people should come. The king's wives wanted to see, too; one looked over the other's shoulder, but did not venture any farther out. Only the king's portly mother sat down on her throne, for she knew that, next to the king, she was the most important person there.

It was two whites, who, surrounded by a multitude of dancing Negro children and followed by many load-bearers, stepped into the palace. The king stood and moved majestically toward the strangers. His robes reached almost to the ground.

He led his guests through the gate to where stools had already been brought, and asked them to sit down. Then the dignitaries also sat down on the ground and greeted each other with loud clapping. Three black boys came bowing low.

At the king's sign, the first placed a little pearl-studded table before him. The second brought a little covered basket, out of which the king took three goblets. The third boy had a fine palm wine jug under his arm, and waited for the king's sign in order to fill the goblets with the refreshing palm wine.

When the king raised his goblet to toast the whites, the cowering dignitaries bowed their heads to the earth and covered their faces with their hands, and the people busy in the marketplace put aside their work and did the same. After the three goblets were emptied, the king gave a signal and, to clapping and cheers, addressed the crowd again.

Another day, when one of the whites showed Njoya a Bible, the Negro king grabbed hastily at the book and insisted, "Read me something from that." And the white man read, "Blessed are the meek, for they shall inherit the earth. Blessed are the merciful, for they shall obtain mercy. Blessed are the pure in heart, for they shall see God." The Negro king listened to the wonderful words. Meek? Merciful? Pure in heart. When the white man stopped reading, the black king lifted his head and said, "Those are true words, Massa (sir). I know that if I do good, only then will God reward me, but how can I do good when the people around me are so bad?"

The two men spoke for a long time, and in the black king's heart awakened a longing for the lesson that the white men had brought. As they parted, Njoya gave the missionary a beautiful ivory tusk and asked him to come again soon to Bamum.

The missionary departed. Njoya continued to live as he had before. He ruled as the true heathen monarch. His subjects followed him more out of fear, than love, because they knew that he possessed dangerous medicine and that he would give to those, who displeased him. In his hands lay life and death for his black people. When there were arguments, he was the judge. Under the projecting rooftop of a portico he sat and decided the verdict of each case. With backs hunched and bent, and hands over their mouths to prevent their breath from touching the king, they carefully approached him. Speaking in whispers, they discussed the affair with him. If the king cleared his throat -- then the entire party; servants, less-powerful chiefs, and judges clapped their hands. The same was the case when the king coughed or sneezed. Thus they demonstrated their reverence for him. When the king gave the verdict, his scribe wrote it down. He, who won the case, was expected to pay one Franc and 25 cents, because his argument was upheld, the loser was not expected to pay the fee.

In war Njoya was the commander. In triumph, he would bring the decapitated heads of his enemies to Fumban. Then his people would cheer and say that he was a great commander. -- Whatever the wars had made desolate and the fires had turned to ashes, Njoya caused to be rebuilt and replanted. He worked tirelessly for his village and his people. But in the evenings, he withdrew to carefully and meticulously record the revenues and expenditures of the day, recipes for good and bad medicine, and lastly to write about the interesting things he had experienced or heard over the course of the day.

Meanwhile, the German government had many conflicts in the rebellious Bansso tribe. Finally, they were subdued and so the head of the Bamum king, fallen in battle eight years earlier, fell into the hands of the Germans, and Njoya was told, he could fetch the head of his father, King Nsangu, at the victor's camp.. One day, in a celebrative procession with a large retinue, Njoya arrived and the skull was brought to Njoya. Sobbing loudly, Njoya kissed the king's skull through his tears, then pressed it to his chest with hot, overflowing childlike love. He and his companions with heads bared then followed behind the basket wherein the head of the king would be carried back to his kingdom.

The procession was greeted with shouts of joy in Fumban. Njoya was also happy, for while the head of his father was still in the hands of his enemies, many did not consider him to be a proper king. When the cheering subsided, the entire population again began to mourn the death of the king. The people smeared themselves from head to toe with white paint and ripped their clothing, and the continuous, loud wailing of the women filled the air. Day and night the heart-wrenching tones of their mournful songs could be heard.

\* \* \*

Two years later, Njoya had a lot to do because the whites had returned, and this time not only to visit Fumban, but to settle down entirely. They had hardly arrived at the Negro hut, where they would live temporarily, when ambassadors from the king arrived bringing two goats, chickens, sweet potatoes, Pisang, two pots of palm oil, forty eggs, six Kalabassan palm wine, and fire wood. He also offered 130 men to be used at their disposal. And because he was so excited about the arrival of the whites, he kept thinking of new things to do to help them so that the construction of the mission house along with the kitchen and the side rooms would be completed as soon as possible. The black majesty himself often stood on the mission hill to see how far along they were. And the fat queen mother let herself be carried up because she, too, wanted to see everything being built.

"When the mission house is finished we are going to build a school," said Njoya deliberately. "Then I myself will also learn from you. But not with the small black urchins, I will take private lessons."--That was a celebration, when the school building was finished and dedicated; in addition, sixty future students had their heads shaved. And because the king had demanded it, they had washed themselves so clean, that they gleamed like freshly shined boots. The little boys took going to school very seriously. They were there every morning, and when one was sick, he sent his brother in his place. The brother silently sat himself on his brother's seat, and when his brother's name was called, he shouted with might and main, "Here!".

It wasn't long until the Bamum tribe hauled palm leaves and clay together again to build a new house. There, in the marketplace in front of the king's house, where the Muslim Mosque once stood, Njoya had a spacious church built that sat 400. He had the walls adorned with unusual animal pictures, just the same as the walls in his palaces.

-- On Pentecost in 1907, the curious chapel was dedicated, and there, it was so completely packed that no one inside could move. Naturally, the king and his mother were also there and they came every Sunday. Every seat was always occupied and those who did not get a seat crowded in front of the open doors. So Njoya had a second church built in another district, so that more of his people could hear the good word of God.

In the meantime, white women also came to Fumban and assembled the small black daughters of the king together to tell them Bible stories. How nice and clean the children looked when they, accompanied by their royal mothers, climbed the mission's hill. Soon, there were so many, that a special school for girls was established. The little children were diligent. They learned to read and write quickly and let their little, slender fingers make fine handiwork. Only arithmetic seemed difficult. Their curly-haired heads could not grasp arithmetic, and when the hour was over, the kids rushed out of the room, and with loud games, their minds would banish the ugly equations. Obedience could have gone better in the girls' school. The little princesses, in particular, resisted quite haughtily. They stiffened their necks, held their heads high, and said with flashing eyes, "Am I not a child of a king? May I not do whatever I want?" ----- But the softness of the white woman's hands knew how to lead the prideful king's children. When, after many years, the first heathen baptism in Fumban took place, 18 little princesses were among the 80 people baptized. As they stood in front of the altar in the church in their little white dresses, the mission school choir sang words reflecting the pious desire of every Christian heart: "Nearer my God to thee, nearer to thee..."

Seldom did Njoya leave his city. His government and "the God thing," as he called the mission, gave him so much to do, that he was happy when he could be at home.

One day, however, he decided to make the long trip to the coast, in order to consult a European doctor about his eye trouble. On horseback, he was accompanied by twenty-two horse-backed dignitaries and many soldiers and servants.

Sixty men had the sole task of transporting Njoya's beautiful throne, inherited from his father and valued at 7000 Marks, to the coast, because the Negro king had decided he would give it to the German Kaiser.

After Njoya had taken care of his business, he made the twenty-two day return trip to the Grasslands. Scarcely had the caravan crossed the Nun River. and had again entered the Bamum territory, when an envoy came from the Queen Mother of Fumban with food and drink for Njoya. One of the messengers had to return immediately with a piece of the king's clothing, so that after such a long separation from her son "her heart would be heal again" from the sight of it.

The gates to the city were densely packed by festively decorated Bamum people, who had come to welcome their king. How happy and proud Njoya was when the applause and cheering of his people greeted him.

\* \* \*

The rainy season was over. In the gardens of Fumban, the women were busy at the work of planting and weeding, because the herbs and weeds now grew in competition. Outside, near the village wall laid a small, clean farmstead. A young woman leaned on her rake and watched the sinking sun as five little children played and crawled around near her. Her red scarf glowed and the wind played with her long blue dress. She then grabbed her tools and stepped into the hut. In the entrance by the door, hung clean polished dishes. She got them down and placed a big pot of porridge amid the group of black children. After everyone was full, the woman reached up and grabbed the chair from the trunk of a palm tree on the ceiling, because that is where it hung when no one was using it or sitting in it. She then placed it in front of the hut to enjoy the cool of the evening. She listened for a while to the humming of the bugs, and her black eyes followed contemplatively one of the shimmering, colorful butterflies as it searched for a blossom to rest upon for the night. Then suddenly the peaceful expression left her face. She stretched her head forward and listened tensely, her hand cupped behind her ear, as the features of her face revealed her fear and horror.

Then she jumped up and hurried into her hut.

Through the still air a short, bellowing, dull roar sounded. With hands that were trembling from anxiety, the woman barricaded the door of the hut, for she recognized the voice of the lion.

It was a terrifying night. The children clung to each other and cried loudly to the mother and the father was away with other courageous men to hunt the lion. Towards morning, the news came that the lion had not yet been captured, and three people had been killed the past night.

This day and the following no woman or child ventured out of their huts without great need, because each new bit of ever more frightening news spread through the town like wild fire. One lion became two and three victims became ten. -- On Good Friday, the shout of acclamation shot through Fumban: „The lions have been captured! The lions are dead!” In the market the masses bustled, and in front of the king’s house the dead bodies of the lions were triumphantly displayed to him. Both animals had gone into the trap and roared loudly as their lives ended by spear and lance. Each of the three men, who had shown especially great courage during this capture, was given a woman by Njoya as a reward.

Peace and quiet had been restored to Fumban once again when Easter Sunday morning broke. Once again people old and young poured into the house of God. Yes, perhaps more came than before. They were overcome with gratitude and joy that they could once again dwell safely within the walls of the king’s city.

One day the missionary said to the black ruler “King Njoya, would you allow me to come sing with your wives twice a week?” -- Njoya agreed. He himself went and called all of his baptized wives together in a large hall. He also came to listen to the singing. Even the heathen wives came out of their huts or at least stuck their heads out.

When they went back to their work, songs came to their minds and they hummed it to themselves. Whenever one of them was sick a white woman came to visit and care for them.

Under such circumstances it was not long before the sick woman and the white woman were good friends. The song, the Christian song, had imperceptibly made a path for the word of God in hearts of the heathen women.

From day to day, from year to year, others came wanting to be Christians. Some from the king's own house, others came from poor huts. How is it possible, that Njoya himself cannot decide to take this step? — Look there, he stands in the middle of his wives in costly royal apparel. All riches and all power in Fumban are his. Surely the Savior knows him and has smiled favorably upon him. Yet he is like the rich young man of the Orient, and like him, he also could not choose to follow the Lord. The king of kings is not yet entered into his heart. But we will not give up hope. The day will come when even the proud Negro king will know:

*Jesus Christ reigns as King,  
All will serve him,  
Every knee will bow,  
Every tongue shall confess,  
That Christ is their Lord,  
All must give him honor.*